

Insel Verlag

Leseprobe



Lukas, Michael David
Das Orakel von Stambul

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4190
978-3-458-35890-9

Eine schillernde Stadt voller exotischer Gerüche und unbekannter Klänge. Ein Weltreich kurz vor dem Zerfall. Ein Herrscher, der keinen Ausweg mehr sieht. Und ein junges Mädchen, das die Menschen verzaubert und dazu berufen scheint, den Lauf der Weltgeschichte zu verändern.

Es ist der Spätsommer 1877. Die kleine Eleonora ist ein besonderes Mädchen: Noch bevor sie das achte Lebensjahr erreicht, lernt sie lesen und spricht sieben Sprachen. Als ihr Vater sie mit nach Istanbul nimmt, entdeckt sie dort eine neue Welt voller Farbenpracht und geheimnisvoller Eleganz. Doch auch hier bleiben ihre außergewöhnlichen Gaben nicht lange unentdeckt, und bald schon erfährt der Sultan vom Wunderkind. Er ist von Eleonora fasziniert und macht sie zu seiner persönlichen Beraterin. Unversehens liegen Wohl und Verderben des Osmanischen Reiches in den Händen einer Achtjährigen ...

»Ein außergewöhnliches Debüt.« *Jüdische Zeitung*

Michael David Lukas, 1979 in Berkeley, Kalifornien, geboren, lebte längere Zeit in der Türkei, Israel und Tunesien. Seine Erzählungen und Reisereportagen erscheinen in *Slate*, *National Geographic* und anderen Magazinen. *Das Orakel von Stambul* ist sein erster Roman.

insel taschenbuch 4190
Michael David Lukas
Das Orakel von Stambul



Michael David Lukas

DAS ORAKEL
VON STAMBUL

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Ulrike Wasel und
Klaus Timmermann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
The Oracle of Stamboul bei HarperCollins Publishers, New York.

Das Zitat auf Seite 162 folgt der Übersetzung:
Die Geschichten des Herodots, 4. Buch, genannt Melpomene,
übersetzt von Friedrich Lange, Berlin 1811.

Das Zitat auf Seite 189: *Die Gedichte des P. Virgilius Maro, III: Aeneis*,
übersetzt von W. A. B. Hertzberg, Stuttgart 1859.

Erste Auflage 2012
insel taschenbuch 4190

© Insel Verlag Berlin 2011 © Michael David Lukas, 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und
Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf
in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder
andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung bürosüd, München

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35890-9

DAS ORAKEL VON STAMBUL

Für meine Geschwister
Adam und *Anna*, *Coleman* und *Allison* –
die mir stets in Erinnerung rufen,
was wirklich zählt;
und für *Haley*,
zum Dank für alles.

»Ah, Stambul! Von all den Namen, die mich bezaubern können, bleibt dieser der magischste.«

Pierre Loti

Kapitel Eins

Eleonora Cohen kam an einem Donnerstag im Spätsommer 1877 auf die Welt. Diejenigen, die an jenem Morgen früh aufgestanden waren, sollten sich später daran erinnern, dass sie einen Schwarm lila-weißer Wiedehopfe sahen, die über dem Hafen ihre Kreise zogen und hin und her sausten, als versuchten sie, einen Riss im Firmament zu flicken. Ob es ihnen gelang oder nicht, irgendwann verlangsamten die Vögel ihren Flug und ließen sich überall in der Stadt nieder, auf den Stufen des Gerichtsgebäudes, dem roten Ziegeldach des Constanța-Hotels und dem Glockenturm der St.-Basilius-Akademie. Sie hockten im Laternenraum des Leuchtturms, auf dem achteckigen Steinminarett der Moschee und dem Vorderdeck eines Dampfers, der Rauchwolken in einen ansonsten klaren Horizont schnaufte. Wiedehopfe bedeckten die Stadt wie Zuckerguss, flöteten in den Regenrinnen des Gouverneurssitzes und verdreckten die goldene Kuppel der orthodoxen Kirche. In den Bäumen um das Haus von Jakob und Leah Cohen wirkten sie besonders lebhaft, zwitscherten, flatterten mit den Flügeln und hüpfen von Ast zu Ast, wie eine Schar von Bauern, die bei einer kaiserlichen Parade die Straßen der Hauptstadt säumen. Die Wiedehopfe wären vermutlich als gutes Omen gedeutet worden, wären da nicht die be-

dauernswerten Ereignisse gewesen, die mit Eleonoras Geburt zusammenfielen.

In den frühen Morgenstunden jenes Tages kam die Dritte Division der Kavallerie Zar Alexanders II. aus dem Norden herangeritten und sammelte sich auf einem Hügel mit Blick über den Marktplatz der Stadt: 612 Männer, 537 Pferde, drei Kanonen, zwei Dutzend mattgraue Segeltuchzelte, eine Feldküche und die gelb-schwarz gestreifte Standarte des Zaren. Sie saßen seit fast zwei Wochen im Sattel, waren bei gekürzten Rationen und wenig Rast durch Kilija, Tulcea und Babadag geritten, durch die Heidelbeersümpfe des Donaudeltas und weite Weizenfelder, die seit dem Winter brachlagen. Ihr eigentliches Ziel war Plewen, ein Handelsposten im Herzen der Donauebene, wo General Osman Pascha mit siebentausend osmanischen Soldaten erbitterten Widerstand leistete. Es würde eine wichtige Schlacht werden, vielleicht sogar der Wendepunkt des Krieges, doch Plewen lag noch zehn Tage weit entfernt, und die Männer der Dritten Division waren ruhelos.

Constanța, das sich vor ihnen ausbreitete wie ein Festmahl, hatte fast keine Befestigungen mehr. Kaum mehr als ein Dutzend Meter von der Hügelkuppe entfernt lagen die Trümmer einer alten römischen Mauer. In früheren Jahrhunderten hatten diese mattrosafarbenen Steine die Stadt vor Wildschweinen, Räubern und den thrakischen Barbaren geschützt, die regelmäßig versuchten, den Hafen zu überfallen. Zweimal war die Mauer von den Römern und noch ein weiteres Mal von den Byzantinern wiederaufgebaut worden, doch als die Osmanen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nach

Constanța kamen, war sie dem Einsturz nahe. Also ließ man sie weiter verfallen, karrte die noch brauchbaren Steine weg, um damit Straßen, Paläste und neue Mauern um andere, strategisch wichtigere Städte zu bauen. Wäre jemand auf die Idee gekommen, die Mauer wiederherzustellen, hätte sie die Stadt vor der Brutalität der Dritten Division schützen können, doch in ihrem derzeitigen Zustand war sie kaum mehr als ein Stolperstein.

Den ganzen Morgen und bis spät in den Nachmittag hinein ritten die Männer der Dritten Division marodierend durch die Straßen von Constanța. Sie schlugen Schaufenster ein, quälten streunende Hunde und stürzten sämtliche Statuen um, auf die sie trafen. Sie steckten den Gouverneurssitz in Brand, verwüsteten das Gerichtsgebäude und zerschmetterten das Buntglas über dem Eingang der St.-Basilius-Akademie. Der Laden des Goldschmieds wurde geplündert, die Schusterwerkstatt leergeräumt und die Kurzwarenhandlung verwüstet. Sie zerschlugen das Schaufenster von Jakob Cohens Teppichgeschäft und stachen mit ihren Bajonetten Löcher in die Wand. Neben der orthodoxen Kirche, die unberührt blieb, als hätte Gott selbst sie beschirmt, war die Bibliothek das einzige städtische Gebäude, das die Dritte Division unbeschadet überstand. Der Grund dafür war nicht etwa ein besonderer Respekt vor Gelehrsamkeit. Dass Constanças Bibliothek erhalten blieb, verdankte sie allein der Beherztheit ihres Leiters. Während die übrigen Bewohner der Stadt sich unter ihren Betten verkrochen oder sich in Kellern und Schränken duckten, stellte sich der wackere Bibliothekar auf die Stufen des ihm anbefohlenen Gebäudes und hielt eine lädierte Ausgabe

von *Eugen Onegin* hoch wie einen Talisman. Die Männer der Dritten Division waren zwar fast allesamt des Lesens unkundig, erkannten aber das Schriftbild ihres heimischen Kyrillisch, was ihnen offenbar genügte, um die Bibliothek zu verschonen.

Unterdessen lag Leah Cohen in einem kleinen grauen Steinhaus unweit der Kuppe des Osthügels in heftigen Wehen. Im Wohnzimmer roch es nach Zaubernuss, Alkohol und Schweiß. Die Wäschetruhe war aufgerissen worden, und auf dem Tisch lag ein Stapel jodbefleckter Laken. Da der einzige ausgebildete Arzt der Stadt anderweitig zu tun hatte, kümmerten sich zwei tatarische Hebammen aus einem Nachbardorf um Leah. Die Vorsehung hatte sie just in dem Augenblick, als sie am ärgsten gebraucht wurden, an die Tür der Cohens geführt. Sie hatten die Zeichen gedeutet, sagten sie: ein Meer von Pferden, eine Ansammlung von Vögeln, der Nordstern in Konjunktion mit dem Mond. Es war eine Prophezeiung, so sagten sie, die ihr letzter König auf dem Totenbett ausgesprochen hatte, doch es blieb keine Zeit für Erklärungen. Sie baten, ins Schlafzimmer geführt zu werden. Sie baten um saubere Tücher, Alkohol und heißes Wasser. Dann schlossen sie die Tür hinter sich. Etwa alle zwanzig Minuten kam die Jüngere der beiden mit einem leeren Topf oder einem Armvoll schmutziger Tücher herausgeeilt. Abgesehen von diesen kurzen Ausflügen blieb die Tür verschlossen.

Da er zum Nichtstun verurteilt war und sich auch durch nichts ablenken konnte, gab Leahs Gatte Jakob sich der Sorge hin. Er, ein kräftiger Mann mit widerpenstigem Haar und leuchtend blauen Augen, vertrieb

sich die Zeit damit, an seinen Bartspitzen zu zupfen, seine Quittungen hin und her zu schieben und seine Pfeife zu stopfen. Dann und wann hörte er einen Schrei, gedämpfte Ermutigungen, jetzt zu pressen, oder den fernen Klang von Gewehrschüssen und Pferdehufen. Er war weder besonders fromm noch abergläubisch. Dennoch murmelte er das Gebet, das bei Geburten gesprochen wurde, jedenfalls soweit er sich daran erinnerte, und klopfte dreimal dreimal hintereinander auf Holz, um den bösen Blick abzuwehren. Er versuchte, so gut es ging, sich keine Sorgen zu machen, aber was blieb einem werdenden Vater sonst übrig?

Kurz nach Einbruch der Dämmerung, in der flüchtigen Stunde, wenn der Himmel sich erst lila färbt und dann ganz verdunkelt, verstummten die Wiedehopfe. Die Gewehrschüsse erstarben und das Getrappel von Pferdehufen verklang. Es war, als wäre die ganze Welt stehen geblieben, um Luft zu holen. In diesem Augenblick drang ein müdes Stöhnen aus dem Schlafzimmer, gefolgt von einem klatschenden Schlag und dem Schrei eines neugeborenen Kindes. Sogleich tauchte die ältere Hebamme, Frau Damakan, mit einem Bündel in der Armbeuge auf. Bis auf ein leises Säuglingsglucksen war es still im Raum.

»Gott sei Dank«, flüsterte Jakob, und er beugte sich vor, um seiner Tochter einen Kuss auf die Stirn zu geben. Sie war prächtig, frisch und glühend vor neuem Leben. Er streckte die Arme aus, um sie zu nehmen, doch die Hebamme gebot ihm Einhalt.

»Herr Cohen.«

Er blickte auf und sah die straffe Linie ihres Mundes.

»Es gibt Komplikationen.«

Die Blutung wollte nicht aufhören. Leah war gefährlich schwach. Nur wenige Stunden nach der Niederkunft verschied sie. Ihr letztes Wort war der Name, den ihre neugeborene Tochter haben sollte, und als sie ihn aussprach, tat sich der Himmel auf.

Es war ein Wolkenbruch, wie niemand in Constanța je zuvor einen erlebt hatte, eine endlose Kavalkade aus Regen und Donner. Mit Sturzbächen, Wellen und stahlgrauen Regenwänden erstickte das Unwetter Brände, riss Straßen mit sich und hüllte den Marktplatz in eine Decke aus nassem Rauch. Während es mit voller Kraft wütete, suchten die Wiedehopfe Schutz in Eingängen und hohlen Bäumen. Die Männer der Dritten Division wiederum ritten weiter nach Süden Richtung Plewen, ihre Beute wie Spinnennester auf den Rücken ihrer Pferde verschnürt. Es regnete vier Tage ununterbrochen, und die ganze Zeit kümmerten sich Frau Damakan und die junge Frau, ihre Nichte, um das Neugeborene. Zusammen mit rund einem Dutzend Männern, die getötet worden waren, als sie ihre Häuser verteidigten, wurde Leah in einem Massengrab beigesetzt, und Jakob erfüllte das Haus mit Wehklagen. Als die Woche zu Ende ging, verstopfte Abfall den Hafen und der Marktplatz war mit durchnässter Asche übersät.

Gleichwohl, das Leben muss weitergehen. Als sich die Wolken schließlich verzogen, fuhr Jakob Cohen mit einer Kutsche nach Tulcea und verschickte zwei Telegramme: eines an Leahs Schwester in Bukarest und das zweite an seinen Freund und Geschäftspartner in Stambul, ei-

nen Türken namens Moncef Barcou, dem unlängst der Titel Bey verliehen worden war. Das erste Telegramm setzte seine Schwägerin von der Tragödie in Kenntnis und bat sie um jedwede Hilfe, die sie leisten konnte. Die zweite Nachricht erfolgte auf Bitten von Frau Damakan und empfahl sie und ihre Nichte zur Anstellung in seinem Haushalt, falls Moncef Bey Bedarf habe. Wie die meisten Tataren, die in den Dörfern rings um Constanța lebten, trugen sich Frau Damakan und ihre Nichte mit dem Gedanken, bald fortzugehen und ein neues Leben in Stambul zu beginnen, wo Muslime willkommener waren. Derweil erklärten sie sich bereit, bei Jakob zu bleiben und ihn nach Kräften zu unterstützen.

Moncef Beys Antwort ließ nur wenige Tage auf sich warten. Ja, so schrieb er, er würde Frau Damakan sehr gerne kennenlernen und suche tatsächlich gerade eine neue Magd.

Die Antwort auf das andere Telegramm traf eine Woche später ein, und zwar in Gestalt von Leahs älterer Schwester Ruxandra. Es war sechs Uhr am Abend, als ihre Kutsche im Hafen hielt. Ruxandra, eine knochige Frau, angetan mit Reisegarderobe und einem dunkelgrünen Filzhut, hatte eine spitze Nase, ein fliehendes Kinn und ein Muttermal mitten auf der linken Wange, das aussah wie der Gipfel eines Vulkans kurz vor dem Ausbruch. Mit einem Koffer in der linken Hand und einem schweißfeuchten, zerknüllten Telegramm in der rechten stieg sie aus, bezahlte den Fahrer und stapfte den Hügel zum Haus ihres Schwagers hinauf.

Auf der Vordertreppe von Cohens Haus rückte Ruxandra ihren Hut zurecht und schielte nach hinten auf

die dünne Schicht Vogeldreck, die den Plattenweg bedeckte. Sie bedachte den Schwarm lila-weißer Wiedehopfe, die in der Platane darüber hockten, mit einem missbilligenden Blick, wandte sich dann wieder der Tür zu und klopfte. Als niemand öffnete, klopfte sie erneut und beugte sich vor, um zu lauschen, ob sich drinnen etwas rührte. Wieder machte niemand auf. Statt noch länger in der Kälte zu warten, schob sie ihren Hut gerade und trat einfach ein.

Das Haus der Cohens war in seiner Gesamtheit nicht viel größer als das Esszimmer in Ruxandras und Leahs Bukarester Elternhaus. Es hatte drei Schlafräume, eine Vorratskammer, eine Küche und ein Wohnzimmer, dessen Wände bis auf eine Kohlezeichnung von Leah über dem Kamin völlig kahl waren. In einer Ecke dieses Hauptraumes standen ein Schrank und ein verkratzter Esstisch, der mit schmutzigem Geschirr vollgestellt war. In der anderen bewachten zwei abgewetzte Ledersessel den offenen Kamin. Der Boden des Wohnzimmers ertrank in einem Meer von Orientteppichen, die ohne erkennbare Berücksichtigung von Farbe oder Stil ausgelegt waren, mitunter bis zu drei übereinander, wie eine alte Stadt, die auf den Ruinen noch älterer Zivilisationen erbaut worden war. Ruxandra trat behutsam über die Schwelle, stellte den Koffer ab und schloss die Haustür hinter sich.

»Hallo«, rief sie. »Jemand zu Hause?«

Yakob hatte die ganze Zeit am Tisch gesessen, den Kopf hinter einem Stapel Papiere auf die Arme gelegt. Als er aufstand, um sie zu begrüßen, war unübersehbar, wie dringend Ruxandras Hilfe benötigt wurde. Sein

Gehrock war voller Flecken, sein Bart ungepflegt, und seine Augen waren rot unterlaufen.

»Ruxandra«, sagte er, schockiert, sie in seinem Wohnzimmer stehen zu sehen. »Bitte setz dich.«

Sie zog einen Stuhl am Kopfende des Tisches hervor und nahm Platz.

»Du hast um Hilfe gebeten«, sagte sie und strich zum Beweis sein Telegramm auf dem Tisch glatt. »Da bin ich.«

»Natürlich«, sagte er. »Wie geht es dir?«

»In Anbetracht der Umstände geht es mir gut. Danke. Aber es war eine lange Reise, und ich könnte eine Tasse Tee gebrauchen.«

Während Ruxandra sprach, schob sich Frau Damakan rückwärts aus der Küche und hatte die in Windeln gewickelte Eleonora auf dem Arm. Sie schlief, die Kleine, ihre Lider flatterten wie Libellenflügel und die Hände waren friedlich mitten auf der Brust gefaltet.

»Sie hat den Mund ihrer Mutter«, sagte Ruxandra, die sich über das Bündel beugte. Dann sah sie auf. »Das ist ihre Amme, nehme ich an.«

»Ja, in gewisser Weise«, sagte Jakob. »Frau Damakan und ihre Nichte haben bei Eleonoras Geburt geholfen, und sie waren so nett, mir in den vergangenen Wochen zur Seite zu stehen.«

»Ich verstehe«, sagte Ruxandra. »Frau Dalaman, nicht wahr? Würden Sie mir wohl eine Tasse Tee machen? Stark, wenn ich bitten darf. Es war eine lange Reise.«

Ruxandra nahm wieder Platz und beobachtete, wie Frau Damakan den Raum verließ.

»Im Allgemeinen«, sagte Ruxandra, »komme ich gern

ohne Umschweife zur Sache, auch wenn das vielleicht nicht immer die höflichste Art ist. Das solltest du von mir wissen.«

Yakob nickte.

»Ich habe dein Telegramm erhalten«, begann sie. »Und ich bin hierhergekommen, um dir die gewünschte Hilfe anzubieten. In dieser Funktion bin ich bereit, mindestens einen Monat in Constanța zu bleiben, um bei der Haushaltsführung und dergleichen behilflich zu sein.«

Sie ließ den Blick durchs Wohnzimmer schweifen.

»Du hast angedeutet, dass Frau Dalmatan nicht mehr lange bleiben wird?«

»Ja«, sagte Yakob. »Sie und ihre Nichte ziehen nach Stambul.«

»Eine dreckige Stadt«, fauchte Ruxandra. »Voller Türken.«

»Die beiden sind selbst Türken«, sagte Yakob. »Tataren, um genau zu sein.«

»Nun, was auch immer sie sind«, sagte Ruxandra. »Sie werden bald fort sein, nicht wahr?«

»Sie beabsichtigen, Ende der Woche abzureisen, obwohl sie noch kaum Vorbereitungen getroffen haben.«

»Wie ich bereits sagte, bin ich gern bereit, einen Monat zu bleiben, vielleicht sogar zwei, um dir die gewünschte Hilfe zu bieten«, erklärte Ruxandra. »Aber falls du möchtest, dass ich länger als ein paar Monate bleibe, halte ich es für erforderlich, dass wir heiraten.«

Ruxandra war immer die Uneigennützigste gewesen, die pflichtbewusste Tochter. Als ihre Eltern krank und alt wurden, hatte sie sie bis zum Tode gepflegt, während